

Wernfried Hübschmann

DIE STUNDE DES SOUFFLEURS

Caprichos

1999 / 2019

Im Kino gewesen. Geweint.

Franz Kafka
(aus den Tagebüchern)

I Sprechen lernen

DAS SEIL

Ein kleiner Junge hatte zum Geburtstag ein Seil geschenkt bekommen, eines aus naturbraunem Flachs, mit roten Holzkugeln an beiden Enden. Er benutzte es als Springseil und zum Vermessen der Sandburgen, die er baute. Und als Lasso, das er durch die Luft schwang, um wilde Pferde wieder einzufangen.

Viele Geburtstage kamen und gingen und der Junge vergaß das Seil. Nach Jahren entdeckte er es am Boden der alten Spielzeugtruhe und hob es heraus. Er schnitt mit dem Taschenmesser die roten Holzkugeln ab und begann, die Enden des Seils mit den Fingern aufzufächern, was aber mühsamer war, als er vermutet hatte.

Dann nahm er ein Stück Papier und schrieb darauf in großen Lettern das Wort SEIL. Als er die Buchstaben lange genug angesehen hatte, ohne sie zu verstehen, ging er in die Bibliothek seines Vaters, nahm das erste Buch von links und begann zu lesen.

EIN SCHLUCHZENDER ANFANG

Alles, was geschah, war von einer Schönheit und rätselhaften Tiefe wie die Initiation des Jungen in einer griechischen Grotte, wo er, bis zu den Knöcheln im klaren Wasser stehend, erstmals dem Berg von innen lauschte und seine Zunge Bewegungen ausführte, von denen er bisher nichts geahnt hatte und die ihm auch später noch auf eine wundervolle Weise verboten erschienen.

Das dichte, rankende Grün vor dem Eingang zur Höhle hatte ihn nicht abhalten können hineinzugehen. Er hatte die Schuhe ausgezogen und den Strohhut auf den Ast eines Dornbuschs gehängt. Hinter dem Vorhang war es dunkel und roch nach Metall und geöffneten Früchten. Von den Wänden, die sich jetzt langsam im Schimmer zeigten, tropfte das Wasser. Da und dort lief es zu kleinen Rinnsalen zusammen und spielte die Felsen herab. Das Mädchen trat von hinten an ihn heran. Ihre Haut war kühl und glatt. Das lange schwarze Haar streifte und erschreckte ihn wie die Grannen der Gerste.

Sie küßten sich lange. Aber plötzlich fror er (sie standen ja beide im kalten Wasser), löste sich und sprang hinaus ins Freie. Die Grotte hallte von seinen patschenden Schritten. Als er sich umsah, war sie verschwunden und er brach in heftiges Weinen aus, das ihn zu Boden warf.

DIE JUNGEN VÄTER

Berauscht von ihrer heroischen Aufgabe, umnebelt von genealogischen Phantasien und ein wenig überfordert von ihren schreienden Erben, schieben die jungen Väter bunte Kinderwagen durch den Park.

Deswegen suchen sie, möglichst in Begleitung eines kinderlosen Freundes, die Bühne der Öffentlichkeit, um ihr Vatersein angemessen dokumentieren zu können. Zu Hause ist alles ganz unspektakulär: das Wechseln der Windel, das Füttern, das nächtliche Aufstehen.

Manchmal schubsen sie den Wagen unwirsch und spielerisch mit einem Ruck voraus. Ein paar Schritte später haben sie ihn wieder eingeholt. Dann packen sie den Kinderwagen als Beute, als eine Art Trophäe im Überlebenskampf, einen Schutzschild vor den täglichen Attacken auf die filigrane Tragik ihres Ichs.

DAS ENDE DER KINDHEIT

F. befand sich in einer Krise, wie er sie zu kennen glaubte, und deren Ende oder Aufschwung ihm dennoch diesmal unabsehbar fern und ungewiß erschien.

Die Unmöglichkeit, etwas Wirkliches zu erinnern oder darzustellen, hatte ihn schon als Kind auf die Gipfel der Verzweiflung getrieben. Jetzt, da er erwachsen war und in einem fragwürdigen Sinne *erfahren*, begegnete er dieser Verzweiflung mit der kalten Routine des Könners. Doch alle weltmännischen Gesten fielen von ihm ab, wenn er etwas wirklich Bedeutsames erzählte, etwas, das zu ihm gehörte.

So war es auch, als er eines Abends einer guten Freundin von den nächtlichen Wanderungen erzählte, die er als Junge unternommen hatte. Das Zimmer, das er bewohnte, lag im ersten Stock des Hauses, während die übrige Familie im zweiten Stock ihre Räumlichkeiten hatte. So konnte er nachts unbemerkt von den ängstlichen Eltern das Haus verlassen und mit dem Fahrrad durch die Wälder streifen.

Als Kind schon hatte er sich geschworen, die Angst vor der Dunkelheit zu besiegen. Er wußte, daß er in der Kühle des Hochwaldes mehr Kraft und innere Gewißheit finden würde als unter den Menschen. Auf seinen Ausflügen war er mit dem robusten Damenfahrrad seiner Mutter unterwegs, bei dem keine Herrenstange ihn beim Querfeldein stören oder verletzen konnte.

Einmal war er tief in den Wald hineingeraten. Er lehnte das Fahrrad gegen einen Baum und kletterte auf den Hochsitz einer alten Eiche, von wo er über die Gipfel hinweg weit ins Tal sehen konnte. Es war eine laue Augustnacht, die Wolken zogen schnell dahin und er genoß die Luft und die Geräusche, mochten sie von Igeln stammen, von Rehen oder von Mardern. Oder vom Wind in den Zweigen. Er fürchtete sich nicht.

In diesem Augenblick ging seine Kindheit zu Ende, und es schmerzte ihn, dass er es wusste.

EINE WARNUNG

Nicht zu ernten, ist eine ernste Sache. Das überreife Korn dunkelt unter der Sonne. Es verfinstert sich und blickt den Wanderer mit strafenden Augen an. Nur eines mildert das Entsetzen: nachts wiederzukommen, sich auszuziehen und nackt durch das graue Kornfeld zu laufen, angeritzt von den trockenen Blättern und scharf geriffelten Ähren, die die feuchte Haut prüfen und betasten.

Aber jedes Feld geht zu Ende. Der Wanderer tritt ins Freie, das er jetzt als Empörung empfindet. Er ist ja nackt, und da er seine Kleider am anderen Ende des riesigen Feldes zurückgelassen hat, wird er so, wie er jetzt ist, und mit einer Würde, die ans Lächerliche grenzt, im Dunkeln seinen Weg nach Hause suchen.

EINE VERÄNDERUNG

„Ich habe eine Aufgabe“, sagte der junge Mann unvermittelt zu seinem Freund, „ich weiß jetzt, was ich auf dieser Welt zu tun habe.“

„Um welche Aufgabe handelt es sich?“, fragte der Freund, nicht ohne Befremden und fast ein wenig geängstigt, da er selbst noch so ziellos war.

„Ich kann es Dir nicht sagen“, antwortete jener, „aber ich weiß, daß es eine große Aufgabe sein wird, endlos und unerfüllbar.“

für Benedikt

ETWAS ZEICHNEN

Am Silvesterabend des Jahres 1974 saß ein Student der Medizin, großgewachsen, aber blaß, gekleidet in graue Cordhosen und einen braunen Winterpullover und mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung im Gesicht, am Fenster des Restaurants „Allegro“ in der Altstadt von Stockholm.

Oben im ersten Stock lärmten junge Leute. Es war eine private Festgesellschaft, die ausgelassen und hauptsächlich zu ABBA-Liedern tanzend, dem neuen Jahr entgegenlachte. Der junge Mann (er ist inzwischen einer der angesehensten schwedischen Maler) sah angestrengt auf die Straße hinaus, wo ab und zu Leute sehr eilig vorbeiging. Manchmal war das verfrühte Knallen von Feuerwerkskörpern zu hören und über den hellroten Dächern tauchten grelle Lichtspuren auf, begleitet von infernalischem Zischen und einem klagenden Heulton wie von Seehundbabys.

Plötzlich wurde im Halbdunkel eine Tür aufgerissen und ein junges Mädchen mit fliegenden blonden Haaren und geröteten Wangen trat auf den Studenten zu. Sie hielt ein blaues Taschentuch in der rechten Hand.

„Komm doch hinauf, Hans, es ist wirklich lustig!“

Er sah kurz hoch und pustete die Luft hörbar aus seinen Backen. Dann sagte er mit knapper Entschlossenheit „Nein!“.

„Du bist ein Esel“, fauchte das Mädchen, „ein sturer und störrischer Esel!“ Und rannte wieder hinauf zu den anderen.

Hans schaute auf die Uhr. Es war zehn vor zwölf. Er wußte, daß ihm nur noch wenige Minuten bleiben würden, um sich zu versöhnen. Da packte ihn das unwiderstehliche und ihm bislang völlig unbekanntes Bedürfnis, etwas zu zeichnen. Er bat den Kellner um Papier und Bleistift und begann zu kritzeln, wobei er die Augen zusammenkniff, um sich besser konzentrieren zu können. Er wollte das, was jetzt war, den Grundriß der Situation, in der er sich gerade befand, aufzeichnen und festhalten. Aber es gelangen ihm nur ein paar verwaschene Linien und Figuren. Er stand auf und ging, um zu Hause weiterzuarbeiten.

Als das Mädchen, schon im neuen Jahr, herunterkam, um nach dem jungen Mann zu sehen, fand sie das von Graffiti beinahe völlig geschwärzte Blatt und hielt es für eine mißglückte anatomische Studie. Sie knüllte es zusammen und warf es auf die Straße.

VOM ERTRINKEN

Am späten Nachmittag eines grauen Dezembertages im Jahre 1968 fuhr ein etwa zehnjähriger Junge mit seinem Fahrrad vom Klavierunterricht nach Hause. Er liebte die Musik, aber nicht das Klavierspiel, zumal seine Lehrerin ein wenig inspiriertes, ältliches Fräulein war, das seiner tieferen Natur mit kühlem Befremden gegenüberstand.

Sein Weg führte abwärts durch die Hauptstraße des Dorfes, vorbei an engen Häusern und winzigen Geschäften. Auf der Höhe der alten, jetzt verlassenen Bahnstation verlor das Rad an Tempo und begann zu trudeln. Er stieg ab und schob das Rad ein Stück. Ein Junge aus der Nachbarschaft kam gelaufen und rief ihm aufgeregt entgegen: „Der Toni ist ertrunken! Ich hab ihn g’sehn unterm Eis!“ Und er zeigte mit dem Arm hinüber zu den schilfbestandenen Altwässern, die hinter der Tankstelle und dem Schwanenweiher im Nebel mehr zu ahnen als zu erkennen waren.

Der Junge überlegte einen Augenblick, ob er mit seinem Fahrrad hinüberfahren sollte. Aber es befiel ihn eine heftige Furcht vor dem Anblick des kindlichen Toten (der Ertrunkene mochte acht oder neun Jahre alt sein) unter dem tückischen Spiegel, dem blau angelaufenen und etwas geschwollenen Gesicht und den hilflos ins Leere gerichteten Augen. Und er wollte nicht die Tränen der Eltern sehen, die sich über den erkalteten Körper warfen, den auch die Kunst der Ärzte nicht mehr hatte retten können.

So beschloß er, nie mehr in jenem Weiher zu baden (denn im Inneren klagte er die Natur für dieses Unglück an), fuhr nach Hause und legte sich, da er sich fiebrig fühlte, rasch ins Bett.

AUF DER WALHALLA

In einer klaren Juninacht des Jahres 1977 trafen sich vier Personen auf den sommerwarmen Stufen der Walhalla, jener fast maßstabgetreuen Nachbildung des athenischen Parthenon, die der Bayernkönig Ludwig I. in der Nähe von Regensburg hatte errichten lassen, um darin die Büsten der *großen Deutschen* (nicht zuletzt zu eigenem Ruhme) in einer recht sonderbaren genealogischen Reihung zu versammeln.

Die kleine, gutgelaunte Gruppe, von der hier erzählt wird, bestand aus einem studentischen Pärchen, einer depressiven Kindergärtnerin und einem jungen Psychologie-Dozenten, der gerade in diesem Semester damit begonnen hatte, Lehrveranstaltungen abzuhalten. Man kannte sich aus der linken politischen Szene der Stadt. Die vier hatten mehrere Wolldecken mitgebracht (denn sie hatten die Absicht, im Freien zu übernachten), vier flache Pizzakartons (nebst Inhalt, versteht sich) sowie zwei Literflaschen billigen Rotweins.

Sie waren nicht die einzigen in dieser Nacht auf den warmen, wuchtigen Kalkkeinstufen. Es waren andere Paare da, manche machten Musik oder grölten populäre Lieder. Die Gespräche der vier Personen gingen lebhaft und sprangen zwischen folgenden Themen hin und her: Sinn und Unsinn der Psychoanalyse, Verhütung: Ja, aber wie? sowie: Was sagt uns expressionistische Lyrik heute? Als emotional besonders aufwühlendes Thema erwies sich die Frage: Wie ernähre ich mich richtig?

Als silberner Schlußstrich lag die Donau unter ihnen, dahinter erstreckte sich die Gäubodenebene, fruchtbarer Löß bis an den östlichen Rand der Alpen. Als am nächsten Morgen die Sonne über der Ebene aufging, waren der Psychologiedozent und die depressive Kindergärtnerin ein Paar, und da auch die beiden anderen voller Tatendrang aus kurzem Schlaf erwachten, beschloß man ohne Gegenstimme, eine Wohngemeinschaft zu gründen, die aber nicht lange hielt.

EIN STEINWURF

Zwei Freunde, sie kannten sich noch aus der Schulzeit, gingen an einem Fluß spazieren. Der eine, um wenig ältere, war von gedrungener, fast plumper Gestalt, hatte kurze rote Haare und eine laute, etwas mädchenhafte Stimme. Der andere war kräftig, trug einen kurzgeschnittenen blonden Vollbart und sprach bedächtig und in einem tiefen, beruhigenden Tonfall.

Sie durchstreiften die Uferböschung und begannen, flache Kiesel über das Wasser flitzen zu lassen. Sie zählten mit, wie oft die Steine die silbrige Oberfläche berührten und weitersprangen, bis sie abstürzten und versanken, und der Jüngere begann, das Geschehen launig zu kommentieren wie einen dramatischen sportlichen Wettkampf. Sie hatten ihren Spaß und zogen vergnügt durch Strauchwerk und über Brennesseln weiter, fanden aber immer weniger geeignete Kiesel für ihr freundschaftliches Spiel.

Der Jüngere nahm sich nun schwerere, etwa faustkeilgroße Steine und schleuderte sie mit einer halben Körperdrehung (ähnlich dem Diskuswerfen) weit in den Fluß. Dabei entglitt ihm ein apfelgroßer, noch feuchter Stein und sauste haarscharf am Kopf des Freundes vorbei, der schräg vor ihm ging und sich nun betont langsam und mit dem Ausdruck ungläubigen Staunens (als habe man soeben auf ihn geschossen) umdrehte und seinen Begleiter fragte, ob er noch bei Verstand sei.

Der Werfer entschuldigte sich, man redete über anderes und kehrte schließlich in einer kleinen Dorfwirtschaft ein. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit fuhr man zurück in die Stadt. In den folgenden Monaten und Jahren sahen sich die beiden immer seltener und verloren sich schließlich ganz aus den Augen.

SPRECHEN LERNEN

Wiscom erzählte neulich die Geschichte von einem Kleinkind im amerikanischen Westen, irgendwo südlich von San Francisco, dessen erstes Wort im Alter von etwa elf Monaten GOD gewesen war. Das Kind (den Vornamen hatte Wiscom vergessen) variierte dann etwa zwei Jahre lang diese eine Silbe und formte sie um, als gebe es keine anderen Lautverbindungen. Es verständigte sich mit 'god', 'gad', 'get', 'gath', 'goth', 'gen', 'gon', 'gock' und ähnlichen Silben, nie aber mit zwei- oder mehrsilbigen Wörtern. Abgesehen von einzelnen Rufen des Erstaunens wie 'iih' oder 'uuh' und gelegentlichen Schmerz- und Hungerlauten sei in dieser Zeit kein anderes Wort über seine Lippen gekommen, berichtete Wiscom, schon gar nicht so etwas wie 'mum' oder 'dad'. Sein Lieblingswort war und blieb GOD.

Die Eltern waren aufs äußerste besorgt und beunruhigt und glaubten an eine schwerwiegende Störung. Sie schämten sich und trugen sich mit der Absicht, das Kind von seinem dritten Geburtstag an zu einem bekannten Sprachtherapeuten in einer anderen Stadt zu bringen (die Mutter hatte sich erkundigt), um den Makel vor ihren Nachbarn verbergen zu können.

Wenige Tage vor seinem dritten Geburtstag jedoch kam das Kind -es war körperlich völlig gesund - morgens die Treppe herunter und fragte in höflichem Tonfall, ob noch frischer Orangensaft da sei. Die Mutter stieß einen spitzen Schrei aus und der älteren Schwester, die gerade das Haus verlassen wollte, fiel vor Schreck die Schultasche aus der Hand.

Leider vergaß Wiscom zu erwähnen, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelte.

II Abende über Steinen

DIE STUNDE DES SOUFFLEURS

Aus der Tiefe der Bühne kommend, vorbei an den schwach beleuchteten Gassen, die zurückbleiben wie Streifen getrockneter Farbe, nähert die Träumende sich der unerbittlichen Rampe, von wo sie hinabstürzen wird ins grelle Erwachen, und im Rückblick wird der Traum ein Theaterstück gewesen sein, hinter dem vornehm rauschend der Vorhang fällt.

Die Figuren auf den dunkelbraunen Brettern: buntgekleidete Kinder, ein ernster Mann in tiefen Selbstgesprächen, die schweigsame Alte auf ihrer Schattenbank, Vögel über dem angedeuteten Park (ihr Geräusch durchtränkt noch den Tag), besonders der Kolibri mit seinen samtene Federn - alles ist da und will spielen. Und das helle Gesicht der träumenden Frau, das sich selbst zur Welt bringt in einem irdenen Tauchgang, mit Blicken rudern und gekettet an jenes Tunnelgefühl, in das die Haut sich dehnt wie schmelzende Zeit ...

... die stehenbleibt. Im Wandernden, Warmen. Mit diesem Geschmack auf der Zunge nach Kupfer und Kleie. Nach Scheinfrüchten. Nach dem Leben, das grade geschenkt wird. Von wem?

In dieser Stunde (in Wahrheit ist's eine Sekunde, ein Bruchteil vom Ich) taumelt die Träumende - es ist ein Tasten und Schwanken - auf jenen tiefer gesenkten Guckkasten zu, in dem sonst der Souffleur sitzt (um den Text einzusagen, den einer vergaß; aber er hat heute frei), diesen hölzernen Aushub, gegen den Rückraum verschlossen, in dem das Publikum sitzt.

In dieses Zeitfenster fällt sie, die Träumende, träumend, und sieht sich selber entgegen, flüstert sich zu (niemand weiß, was sie flüstert), und will das Traum-Ende fassen und halten und sich ums Handgelenk schlingen, will das wirre Geflecht mit einem lässigen Schlenker bewegen, damit in Wellen das Seil rhythmisch aufspringt, gegen den Strom. Und sie lächelt sich zu.

Aber schon schließt sich der sprechende Kasten vorn an der Rampe und das Nachtlicht erlischt. Die Gesichter verstummen und die Träumende geht im Zuschauerraum über knarrenden Boden, und knapp vor der Tür, die jetzt von außen sich öffnet, liegt eine Kolibrifeder, vom Lufthauch erschreckt.

für Michela Zavarise-Ponnath

DIE SÄNGERIN

Im hintersten Winkel eines vornehmen Restaurants saß eine junge, betörend schöne Frau, die zu singen schien, ohne daß ein Ton vernehmbar gewesen wäre. Ihre Lippen bewegten sich, das feine Spiel der Muskeln und Adern am Hals war deutlich zu erkennen und sie richtete sich immer wieder zu gerader Haltung auf, um etwas scheinbar Unerhörtes anzustimmen. Man hätte eine italienische Arie erwarten können, etwas von Bach oder ein inniges Volkslied vielleicht. Aber kein Laut war zu hören.

Die Frau schloß die Augen und war ganz in jene natürliche Geste des Gebens versunken, die zum wirklichen Singen gehört. Ihr Brustkorb hob und senkte sich leicht und ihre Hände zeichneten knapp über dem weißen Tischtuch melodische Bögen. Als die Sängerin bemerkte, daß sie beobachtet wurde, hielt sie nach kurzem Zögern inne und senkte, demütig und selbstbewußt zugleich, den Kopf, als wolle sie Applaus entgegennehmen. Dann winkte sie den Kellner herbei, um zu bezahlen.

Aber das Singen in ihr hörte nicht auf, es war nur für einige Augenblicke noch unhörbarer geworden als sonst.

für Magdalena Holzhey

BREMER PIETA

Da saß, mitten im Januar, auf den kalten Stufen des Bremer Hauptbahnhofs (durch den Umbau Gewirr von hölzernen Gängen und schmutzigen Treppen) auf halber Höhe zu einem provisorischen Gleis ein junges Pärchen, ineinandergeschmiegt. Beide ein wenig verwahrlost, jeder ein Bier neben sich.

Krantz sah kurz hin, es ging etwas von ihnen aus wie ein Befehl, Kenntnis und Anteil zu nehmen. Der junge Mann saß eine Stufe höher als sie, trotzdem war sie die Haltende, Schützende, Größere. Er klagte und wimmerte, weinte. Seine Blicke hatten kein Ziel und er legte den Kopf auf ihre wartende Schulter. Von unten umfaßte und stützte sie ihn. Oben rollte ein Zug ein und erschütterte Gleise und Gerüste.

Die beiden Figuren erstarrten zu einer Silhouette. Sie ließ ihn in sein Elend fallen, indem sie ihn rettete und zu sich erhob. Gemeinsam fielen sie aus der Welt. Denn ihr Streicheln und beruhigendes Reden war Trost von der Sorte des Schnees, der im heftigen Nachtsturm die Bahnhofsuhr mit einer weißen Kruste überzieht.

WARTENDE

Am Rande eines Berliner Platzes wartete mitten im Januar eine junge Frau auf ihren Geliebten. Sie trug einen weit geschnittenen, grünen Wintermantel und elegante schwarze Stiefel. Ihr ungeheuer langes, dunkelblondes Haar fiel weich und glänzte im Licht der fahlen Wintersonne. Unruhig ging sie zwischen den Platanen hin und her.

Schließlich näherte sich ein ganz in schwarze, derbe Lederkluft gekleideter junger Mann. Sie sprachen lange miteinander, ohne sich anzusehen. Bisweilen hob er seine mit klobigen Silberringen bestückten Hände beschwörend gegen den Himmel und schüttelte den Kopf. Sie wich ihm aus und schaute in die Ferne. Bisweilen warf sie eine Strähne aus der Stirn.

Auf einmal löste sich der Mann und lief hinüber zur S-Bahn-Station. Einen Augenblick später kam er zurück, im Arm eine ebenfalls schwarz gekleidete, etwas ungepflegt wirkende Frau mit Zigarette. Alle drei wendeten sich zum Gehen und verschwanden im Dämmerlicht, während leichter Schneefall einsetzte.

IN DER WETTERBUCHT

Nirgendwo sonst ist Wetter. Nur hier, in dieser schmalen, sandigen Bucht verfangen sich alle Schwankungen von Temperatur und Luftfeuchtigkeit, sammeln sich alle Wind- und Stimmungswechsel wie auf ein geheimes Zeichen. Selbst in der Nachbarbucht schon, wenn man über die spitzen, vom Salzwasser zerfressenen Klippen klettert (in fester Kleidung, um sich nicht zu verletzen), bietet sich ein verändertes Bild. Dort hat der Wind sich gelegt, es ist still, und man erschrickt über das laue und schläfrige Licht, das die Bewegung der Augen dämpft.

Auch das Meer erscheint von hier aus gelähmt, von einer Folie bedeckt, unter der, so meint man, die Fische ersticken müßten. Der Sand ist zu verspielten Formationen aufgeworfen und ganz bleich. In dieser Bucht sind auch die Möwen ruhig. Sie gleiten nur hindurch, sie schreien nicht.

Da wirft man wirft sich, dem Grabe entflohen, hastig wieder in den Fels und ist froh, in der sturmlauten, überlebendigen Wetterbucht wieder die Augen zu öffnen wie nach einem bösen Traum.

DAS GEBOT DER TIERE

Am 14. November 1971 ging der achtzehnjährige Tierpfleger Felix van Elsen im Zoo von Kapstadt in die unterirdischen Futterkeller, wo die Nahrung für die zahlreichen Tiere des Geheges gelagert wurde. Es standen Kübel mit verschiedenen Flüssigkeiten herum, Körbe mit frischem Gemüse (Karotten, Äpfel, Spinat, Rüben, Kartoffeln), einige Jutesäcke voller Getreide, mehrere Blecheimer sowie Ballen aus Stroh und Gras.

Da Felix müde war und die Arbeit für heute getan, rückte er ein paar Strohballen zurecht und machte es sich bequem, um einige Minuten auszuruhen. Aber er schlief ein und hatte folgenden Traum:

Er befand sich am Boden eines riesigen, zylinderförmigen Silos, wie sie auf großen Farmen verwendet werden. Der Silo war leer, nur eine etwa zwei Meter hohe, dreizackige Gabel war gegen die Wand gelehnt. Daneben kauerte er selbst, hungrig und ratlos, denn der Silo war von innen verschlossen und er hatte schon lange verzweifelt versucht, sich durch Klopfen oder Schreien bemerkbar zu machen.

Plötzlich öffneten sich überall kleine vergitterte Fenster und alle Tiere des Zoos, die er beim Namen kannte, schauten ihn an.

„Was wollt ihr von mir?“, fragte Felix ängstlich.

„Wir sehen dir beim Warten zu“, sagte Rick, ein gewaltiger indischer Elefant.

„Beim Warten?“, fragte Felix ungläubig. „Warum seid ihr so sicher, daß ich warte?“

„Wir sehen es. So sitzt nur jemand, der wartet“, sagte Samantha, eine alte Giraffe mit rissiger Haut und wässrigen Augen.

„Du wartest auf den Tod!“, schmetterte ihm jetzt ein anderer Elefant entgegen.

Felix stand ruckartig auf; ihm stand Schweiß auf der Stirn.

„Ich will noch nicht sterben“, stammelte er. Die Tiere schwiegen.

„Ich bin doch euer Pfleger. Ich wasche euch und bringe euch täglich das Futter. Ich rede mit euch. Ich bin euer Freund!“

„Wer unser Freund ist, das wissen nur wir“, sagte Rick, und seine Rede duldeten keinen Widerspruch. „Du meinst es gut mit uns, das will ich nicht bestreiten“.

„Was habe ich denn getan? Was habe ich euch getan?“, rief Felix.

„Du siehst uns jeden Tag beim Warten zu“, fuhr Rick fort. Er sprach jetzt mit rauher, knarrender Stimme. „Du weißt nicht, wie es ist, tagein, tagaus darauf zu warten, daß sich endlich die Tore öffnen und die Knechtschaft ein Ende hat“.

„Ist es denn so schlimm?“, fragte Felix leise.

Es ist die Hölle“, schrie Tangko, der Gorilla, der im Zoo geboren worden und selbst schon Großvater war. „Und jetzt wollen wir dir beim Sterben zusehen!“ Er trommelte mit den Fäusten auf seine ergraute Brust.

Felix sackte wieder zu Boden.

„Es gibt *eine* Möglichkeit. Unter *einer* Bedingung können wir dich begnadigen“, sagte erneut Rick nach einer langen Pause, in der nur das Atmen und Schnauben der Tiere zu hören gewesen war.

„Was für eine Bedingung?“, fragte Felix.

„Du mußt dein ganzes Leben mit uns im Zoo verbringen, jede Nacht in einem anderen Käfig, in einer anderen Hütte, im Affenhaus oder in der Volière“, sagte Rick, indem er seinen Rüssel an die Gitterstäbe quetschte.

„Und du darfst niemandem davon erzählen, daß du mit uns redest“, fügte Tangko hinzu.

„Und du mußt unsere Nahrung essen: die Haferpampe, die Rübenschnitzel, das Gras ... alles“, krakeelte Jimmy, der Schimpanse.

„Und das stinkende Fleisch“, knurrte Francis, der Löwe.

Felix war wie gelähmt. Er bekam keine Luft mehr; die scharfen Ausdünstungen der Tiere nahmen ihm die Sinne.

„Akzeptierst du unsere Bedingungen?“, fragte Rick.

Doch bevor Felix antworten konnte, schlossen sich nacheinander die Fenster und alle Tiere verschwanden. Aus dem Innern seiner Seele rang sich ein zunächst gequälter, dann markerschütternder Schrei. Das Dach des Silos flog mit einem Knall davon. Ein riesiger Kranichschwarm flatterte auf und verfinsterte den Himmel und Felix van Elsen erwachte in seinem Strohbett im Bewußtsein schieren Entsetzens.

VOM ÖFFNEN DER TÜREN

Die Lage ist ohne Erbarmen. Wir wissen, daß man uns den Schlüssel vorenthalten hat zu den geheimeren Rätseln, und nun stehen wir unschlüssig vor so vielen Türen, rütteln an der einen, stoßen uns an der Klinke der anderen und lehnen uns erschöpft gegen den Türstock der dritten. Aber alles umsonst. Doch nein, sieh doch! Da löst sich ein Stück Schatten und gibt Raum frei. Eine Tür geht auf, jetzt, da sich unser Wollen lockert und wir eingewilligt haben ins ehrenvolle Scheitern.

Wir durchpflügen also die Nacht und strecken die Hände aus wie ein schwankender Kranker, um uns am Dunkel nicht zu verletzen. Wir heben die Füße wie im Kinderzimmer, wissend, daß da Spielzeug herumliegt. Wir nähern uns also dem vermeintlichen Ausgang. Und wirklich: Der Weg scheint gerade und klar und hinter der Tür atmet ein anderer Raum. Jetzt sind wir uns sicher.

Doch auf einmal geht am anderen Ende des riesigen Zimmers, dort, wo wir herkamen, eine andere Tür auf, heftig und wild wird sie aufgestoßen, und eine Stimme ruft unseren Namen. Vor uns das Licht und hinter uns die Stimme. Beides zieht, und da wir einen Augenblick zögern, öffnet sich seitwärts ein Fenster (oder sind zwei schmalere Türen?) und über uns zittert das Dach, und viele andere Türen fliegen jetzt auf und wir sinken verzweifelt zu Boden.

VERLUSTE UND LUST

Da war einer, der hatte im Ausland (wo er sich für ein Stipendium aufhielt) seine Mappe mit Zeichnungen, Skizzen verloren: harter, grauer Karton im A3-Format. In einem kleinen Bahnhof hatte er sie stehenlassen, als er wegen des Tickets zwischen zwei Schaltern hin- und hersprang. Und fand sie nicht wieder. Begriff zunächst nicht, welchen Verlust er erlitten hatte. Konnte es nicht fassen. Lief durch die Halle, hadernd mit sich. Verzweifelte, fluchte.

Wer konnte diese Mappe entwendet haben, die ja doch keinen erkennbaren Wert besaß. Gut, seine Skizzen. Was waren sie wert? Probearbeiten, Anläufe, Versuche, die Ergebnisse eines 4-wöchigen Aufenthalts an der Atlantikküste. Für ihn persönlich wichtig, ein Schatz. Aber für wen sonst?

War es seine eigene Schuld? War „Schuld“ das richtige Wort? Oder Verantwortung für die eigenen Arbeiten, das eigene Talent? Hatte er seine Begabung nicht genügend geachtet? Tief im Innern? War seine Identität als Künstler so wenig gefestigt? All das fragte er sich, im Hotel dann, sich betrinkend, durch die Straßen wandernd. Vergeblich alles: die Mappe blieb verloren.

Er hinterließ eine Suchmeldung bei der Bahnhofsverwaltung des nordfranzösischen Städtchens und bei der örtlichen Polizei. Und fuhr nach Hause, auf sich zurückgeworfen. Er sagte sich: anderen ging es noch schlimmer, denen nahm man das ganze Werk und warf es ins Feuer oder verbot ihnen überhaupt die Tätigkeit oder verfolgte sie, sperrte sie in den Kerker. Er war sich selbst Kerker genug.

Dann, nach knapp zwei Wochen, kam ein Fax der Bahnhofsverwaltung: man habe die Mappe gefunden, aber ohne Inhalt. Man bedauere, keinen anderen Bescheid geben zu können und fragte, was man mit der Mappe nun unternehmen solle. Aber jetzt, nach so vielen Tagen, war er fast erleichtert (wie Leute bisweilen erleichtert sind, wenn sie hören, daß der vermißte Bergsteiger tatsächlich tot ist). Die Unruhe hatte ein Ende. Das schreckliche Hoffen. Nun war ihm wohler. Er konnte sich wieder auf die Arbeit werfen. Und er tat es mit tiefer Besessenheit, gestärkt durch das Verlorene, hineingeschleudert in seine Bestimmung. Er faxte zurück: **VERBRENNEN!**

Also legte er seinem Zorn die Hand auf den Mund. Und arbeitete, nächtelang, tagelang. Seine Verzweiflung verwandelte sich in Begeisterung. Begeisterung wofür? Für die reine Tätigkeit, für die Schaffenslust. Für die Arbeit, zu der auch der Verlust gehört wie die schlafenden Bäume im Winter.

DIE GEHENDEN BÄUME

Die Bäume beginnen zu wandern; sie gehen aufeinander zu, ein hölzernes Heer. Sie verbünden sich gegen das Helle. Auf den Hügeln rotten sie sich zusammen und kommen näher im Seemannsgang. Sammeln sich zum großen Marsch. Wie ein fliegender Teppich hängt der Himmel drüber. Sie brechen auf in der Dämmerung mit schwankenden Kronen und ziehen ihre zottigen Wurzeln hinter sich her. Sie durchstreifen die Ebenen. Wohin ziehen sie? Welche Prophezeiung erfüllt sich hier?

Gegen die kahlen Bäume sind die Wolken geädert und rot. Und die Zweige sind wie elektrische Ströme und der Mast ist der Stamm, an dessen Rinde das Licht herabläuft wie Harz, und beide wissen es, Himmel und Baum, daß sie ohne die Erde ans Bodenlose verloren sind.

Immer wieder bleiben die Bäume stehen, wie auf ein geheimes Zeichen. Und schütteln sich ein wenig. Sind unwirsch und mürrisch und murmeln vor sich hin. Im Schutz der Dunkelheit kommen sie schneller voran. Es ist seltsam, aber sie hinterlassen keine Spuren. Niemand kann ihren Kreuzzug aufhalten. Nur die Maulwürfe ducken sich ins feuchte Erdreich.

Welcher Tyrann steht jetzt angstvoll am Fenster seines Palastes und starrt in den Nebel?

ASCHE AM HORIZONT

Es ist gleichgültig, womit wir anfangen. Hauptsache, wir tun es. Später erst wissen wir, wo wir den ersten Pflock eingeschlagen haben in den verschorften Boden. Aber die Anfänge bleiben immer im Dunkeln. Sind vergraben, verscharrt, überwuchert.

Holz ist aufgeschichtet, ungerades, knorriges Schnittholz. Schon ergraut, ausgetrocknet, zu nichts zu gebrauchen. Aber geschickt gestapelt gegen den scharfen Ostwind, der angreift. Wie tief dringen Bäume in die Erde ein? Müßten sie nicht auf der anderen Seite der Welt wieder auswachsen, den Erdkern durchbohrend wie eine Nadel das Wolleknäuel?

Da, aus der Asche am Horizont, hebt sich etwas empor, vielarmig und gespenstisch. Und treibt die Augen in den Kopf zurück. Zerteilt die Winkel und besetzt den Himmel, der Wolken sendet, um den Schmerz zu lindern. Der Schimmer, der sich jetzt ausdehnt, ist wie Wasser, in dem die Blicke ertrinken. Ist das Meer aus noch zu Betrachtendem, aus Unentdecktem.

NACH DER KRANKHEIT

Wer nach langer Zeit ein Haus verläßt, das ihn, durch Krankheit oder andere hemmende Umstände, in seinen Mauern gefangenhielt, für den wird der erste Schritt vor die Tür der Eintritt in ein neues, bisher schmerzlich vorenthaltenes Leben sein. Die Tür wird hinter ihm zuschlagen und, indem sie ins Schloß fällt, augenblicklich zerspringen. Aber der vormals Kranke wird da schon weiter sein und nichts von dem bemerken, was hinter ihm geschieht.

Er wird nicht mehr erfahren, daß sein Zimmer gelüftet und gereinigt wurde, als er noch die Treppe hinunterstieg und daß die Vermieterin schon am selben Nachmittag, ihre örtlichen Verbindungen nutzend, einen neuen Mieter suchte und fand. Er wird im Gehen seine Kleidung ordnen und froh sein, daß sie seinen entkräfteten Körper bedeckt und er wird sich mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand prüfend übers endlich wieder frisch rasierte Kinn fahren.

Alle paar Schritte wird er sich aufrichten wollen und sich ein Gegengewicht wünschen in der Luft, das ihn halten und führen möge, denn er selbst wird mangels Übung sein Gehen entweder zu wenig, sodass sein Kopf zu weit nach vorne hängt oder zu viel, sodass er steif und ungeschickt schreitet, disziplinieren und wird schwanken und sich an Häuserecken klammern und dort für kurze Zeit die Augen schließen.

VOM FLIEGEN

Er träumte vom Fliegen. Spürte, wie er vermittels der Kraft seiner Arme vom Boden abhob (und er wußte, daß er jetzt unsichtbar war!). Dann ging es hinauf über die Dächer und Gipfel der Bäume und es erfüllte ihn mit Heiterkeit, daß die anderen Vögel ihn nicht zur Kenntnis nahmen. Daß er jetzt zu ihnen gehörte. Nur wenn er zu nah an Nester heranflog, gab's Warneschrei.

Hier oben erfuhr er am meisten. Die Schwerkraft war ja nicht aufgehoben, er hatte ein Bündnis mit der Luft geschlossen. Die Schwerkraft war kein Hindernis mehr. Mit dem Abstand zur Erde wuchs die Klarheit und auf den Kissen aus Wind war ihm sein eignes Gewicht keine Last mehr.

Am liebsten war ihm das Gleiten. Das ruhige Dahinziehen, wenn die Thermik stimmte. Und das kurze Beidrehen und Abwärtsschießen aus der Höhe, der freie Fall, knapp über der Erde abgefangen mit einer geschickten Drehung und dann starkes Schlagen der Flügel. Es war ihm auch gleichgültig, ob dies ein Traum war oder nicht. Für sein Glück war es ohne Bedeutung.

ZWEI ORTE

Sollte ich mir einen Ort suchen zu leben, so wäre meine Antwort: zwei Orte! Denn *ein* Ort ist zugleich die Aufhebung aller übrigen Orte, die Einheit aller Räumlichkeit. Etwas Übermenschliches, jenseitig, anmaßend, hart.

Also *zwei* Orte. Der eine: oben auf den Klippen, hoch über dem Meer, wohnend in einem steinernen Haus, aufgetürmt aus Brocken vom Ufer (wie Jeffers). Die schiere Einsamkeit, innerlich den Menschen zugewandt.

Der andere: tiefster Wald, Hochwald (wie bei Stifter), Rauschen. Eine Holzhütte, einfach, aber robust, ein Herd, ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett. Die Hütte als Pfahlbau wie in den masurischen Sümpfen.

Zwei Orte: Denn ich will ja leben. Und eines verweist aufs andere.

IV Bis ans Meer

BIS ANS MEER

Alle Wege führen ans Meer, *vers la mer*. Und irgendwann *ins* Meer. Wo du auch beginnst, die Lebenslinien laufen zum Wasser. Wo es auch seinen Anfang nimmt, immer will es hinunter, abwärts, hinab. Der Schwerkraft des Flusses kann das Festland nicht widerstehen. Die klugen Ufer, sie geben nach. Am Grund des Flusses schiebt sich der Schlamm voran, die Kiesel rollen.

ZWEITE NATUR

Die Schlafende neben mir weiß nicht, wie weit ich weg bin. Wie wenig ich von ihr sehe, wenn ich sie nicht höre. Sie liegt auf dem Bauch, leicht seitlich gedreht, den rechten Arm nach oben angewinkelt. Ob sie mich liebt, ist nicht so wichtig. Daß sie da ist, darauf kommt es an. Daß sie vertrauensvoll schläft. Daß sie in meiner Gegenwart schlafen kann. Ich sehe das Heben und Senken ihrer Flanken, sehe den sanften Brustansatz, sehe sie atmen. Daß sie schlafen kann, ruht, abtaucht in meinem Zimmer, das ist das Geschenk!

Von Picasso gibt es ein Bild: ein Mann sitzt sinnend, das Kinn in die Hand gestützt, am Bett seiner schlafenden Geliebten. Er weiß, daß er diese Ruhe, diese tierhafte Sicherheit nie erreichen wird. Ihm bleibt nur die zweite Natur.

Ich will sie erwachen sehen. Den Atemwechsel sehen. Ihr Anlanden im Tag. Ohne dich knalle ich gegen den Tag, ungeschützt. Gegen die Milchglasscheibe vor der Wachheit. Ich sehe nicht klar. Mit dir gemeinsam gehe ich durch die Tür. In den Raum hinter der Traum-Haft. Ins Gewächshaus des Kommenden.

MÖWENLUFT

Es waren Möwen in der Luft. Als ich U-Bahnhof Wittenbergplatz ausstieg, nahm mir das grelle Sonnenlicht den Blick. Ich hörte Möwenschreie. Und wirklich: es waren Möwen da, Flußmöwen, viele große, kräftige Vögel, Dutzende, ein aufgeregtes Hin und Her. Sie kreisten über dem Platz, über der schwarzen Tafel mit den Namen der Konzentrationslager, sie überflogen das KaDeWe und die übrigen Dächer.

Es war zu kalt zum Stehen. Woher kamen sie? Von Spree oder Havel? Von der zugefrorenen Oder herüber? Oder waren es gar Seemöwen von der Ostsee? In kleinen Formationen tauchten sie, knapp über dem Platz. Einzelne ließen sich auf dem Dach der U-Bahn-Station nieder und hielten Ausschau nach Eßbarem. Dann hoben sie wieder ab und ihr heiseres Rufen erfüllte die Luft.

Sie werden nicht lange bleiben, wenn sie erst erkennen, daß wir in der Steinzeit leben. Nur die Kinder schauen staunend hinauf.

RUDERN UND KENTERN

Wir ruderten in einen dunklen Seitenarm des Flusses. Vom Ufer ragten Weiden und fette Sträucher herein und überm Wasser schwirrten die Mücken. Wir trugen lange Hosen und langärmelige Hemden, aber es nützte nicht viel.

Der Wasserlauf wurde schmaler. Er verlandete, wucherte zu. Man mußte langsam und präzise rudern, um den tiefhängenden Ästen und Zweigen auszuweichen. Die Stämme waren dunkelgrün und braun vom Moos. Die Ruderblätter tauchten rhythmisch ein. Am Ufer flatterten Enten auf.

Wie wir kenterten, weiß ich nicht mehr. Es ging sehr schnell, als sie mir etwas herüberreichte, ich glaube die Feldflasche, und wir uns beide ungeschickt erhoben. Und auf die gleiche Seite das Gewicht verlagerten. Und stürzten. Das Wasser war brackig und warm. Wir standen bis zu den Knöcheln im Schlamm.

Sie schaute mich auf einmal von der Seite an, nahm meine Hand und zog mich unter Wasser. Wir umarmten uns und versuchten, uns zu küssen. Dann tauchten wir wieder auf, schnappten nach Luft und lachten. Wir redeten nicht. Ich schob das Boot vor mir her ans Ufer, wo das Einsteigen leichter war. Die nasse Kleidung behielten wir an. Wir waren verklebt und verschwitzt. Die Mücken stürzten sich hemmungslos auf uns.

Der Schlamm trocknete auf Haut und Stoff und bröckelte ab. „Tauchen gehört dazu“, sagte sie nach einer Weile. „Ja“, sagte ich und ruderte schneller.

INHALT

I Sprechen lernen

Das Seil	4
Ein schluchzender Anfang	5
Die jungen Väter	6
Das Ende der Kindheit	7
Eine Warnung	8
Eine Veränderung	9
Etwas zeichnen	10
Vom Ertrinken	11
Auf der Walhalla	12
Ein Steinwurf	13
Sprechen lernen	14

II Abende über Steinen

Die Stunde des Souffleurs	16
Die Sängerin	17
Bremer Pieta	18
Wartende	19
In der Wetterbucht	20
Das Gebot der Tiere	21/22
Vom Öffnen der Türen	23
Verluste und Lust	24
Die gehenden Bäume	25
Asche am Horizont	26
Nach der Krankheit	27
Vom Fliegen	28
Zwei Orte	29

III Bis ans Meer

Bis ans Meer	32
Zweite Natur	33
Möwenluft	34
Rudern und Kentern	35
<i>Inhaltsverzeichnis</i>	37

